

Stehen wir in einer Zeit des Sprachverfalls?

Von Fritz Tschirch

In jeder sprache stellt sich ein abhanden gekommenes gleichgewicht immer wieder von neuem her.

Jacob Grimm, Vorrede zum Deutschen Wörterbuch v. 2. 3. 1854, Bd. I, Sp. XLI.

I. Vorbesinnung

1. *Der Ort der Fragestellung.* Vielleicht abgesehen von den Mitgliedern des Wissenschaftlichen Rats am Institut für deutsche Sprache – und gewiß nicht einmal für sie alle dürfte das gelten –, wird man allgemein geneigt sein, die Themafrage für eine bloß rhetorische Frage zu halten, die man nur mit einem überzeugten *Ja* beantworten kann. Und wenn dieses Ja überhaupt noch einer Begründung bedürfte, so könnte und würde man sich dafür auf Namen mit weithin hallendem Klang berufen wie Karl Kraus, W. E. Süskind, Gerhard Storz, Karl Korn, Dolf Sternberger. In ihren Veröffentlichungen haben sie mit einem persönlichen Engagement und einer Sprachbeherrschung, denen man sich schlechterdings nicht entziehen kann, an einer Fülle aktuellster Beispiele nachgewiesen – so scheint es jedenfalls –, daß wir in einer Zeit tiefen, beklagenswerten Sprachverfalls stehen.

Und in der Tat: Jeder von uns könnte fast jeden Tag aus der Zeitung, aus amtlichen Verlautbarungen, aus dem Verwaltungs- und Juristendeutsch neue, ebenso entwaffnende wie unwiderlegliche Beispiele für diesen Sachverhalt beibringen, die einem, je nachdem, die Scham- oder die Zornesröte ob solchen Umgangs mit der Sprache in die Wangen treiben müssen. Mühsam nur unterdrücke ich selbst ein paar haarsträubende Beispiele in dieser Richtung, die ich in letzter Zeit gesammelt habe – angesichts der Verbreitung und Bekanntheit dieser Verirrungen heiße das Eulen nach – Mannheim tragen.

Gegenüber diesem geschlossenen Chor in der Öffentlichkeit beharrt einzig der allerdings mißtrauisch angesehene und neuerdings manch-

mal direkt angegriffene Sprachhistoriker auf einer abweichenden Meinung. Er weiß nämlich, daß diese Klagen alles andere als neu sind. Meinem Münchener Kollegen Werner Betz verdanke ich den Hinweis auf den Indogermanisten August Schleicher (1821–1868), der in seinem erfolgreichsten Werk „Die deutsche Sprache“, Stuttgart 1860, 5. Aufl. 1888, feststellt: „Überall zeigt sich desto größere Vollkommenheit der sprachlichen Form, je höher hinauf, das heißt je weiter zurück in der Geschichte wir Sprachen verfolgen können, und umgekehrt, je länger Sprachen lebten, desto größerer Verfall.“ Daß hier ein zünftiger Sprachwissenschaftler diese gängige Meinung vertritt, verleiht ihr natürlich starkes Gewicht. 30 Jahre später hat sie der Leipziger Stadthistoriker und Oberbibliothekar Gustav Wustmann in seinem Buch „Allerhand Sprachdummheiten“ mit dem Untertitel „Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen“ 1891 popularisiert. Diesem Werk ist ein ungewöhnlicher Bucherfolg bis heute treu geblieben: Werner Schulze hat 1966 – nach genau 75 Jahren also – die 14. Auflage herausbringen können.

Die Überzeugung vom fortschreitenden Verfall vorab unserer deutschen Sprache ist also mindestens diese 100 Jahre alt – das relativiert naturgemäß die Gegründetheit der heutigen Klagen. Hier kann irgend etwas nicht stimmen. Vielmehr keimt langsam der Verdacht auf, als stehe es damit so, wie es Hans Weigel in seinem Beitrag „Blühende Sprache in einem aufgetauten Land“ in dem 1964 vom Literarischen Colloquium Berlin als Erwiderung auf einen massiven Angriff aus den USA herausgegebenen Sammelband mit der Titelfrage „Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?“ mit trefflicher Ironie formuliert hat: „Das Gerede vom Verfall der Sprache dürfte kaum weniger alt sein als die Sprache. Man dürfte wohl schon in der Bronzezeit beklagt haben, daß die Sprache nicht mehr das ist, was sie in der guten alten Steinzeit gewesen ist“ (S. 30).

2. *Das Verhältnis von Sprache und Stil.* Bevor wir uns nach diesen Präliminarien der Beantwortung der Themafrage unmittelbar zuwenden, muß eine Begriffsklärung vorgenommen werden, die man zum Schaden der Sache und der Verständigung bislang unbeachtet gelassen hat. Wollen wir die verfahrenene Situation überwinden, daß Sprachhistoriker und Sprachpfleger, die praktisch als die schärfsten Sprachkritiker der (jeweiligen) Gegenwartssprache auftreten, im

Grunde aneinander vorbeireden, so ist begrifflich exakt zwischen Sprache und Stil zu unterscheiden.

Sprache ist ein soziales Objektivgebilde, das an den Menschen in seiner Eigenschaft als Gattungswesen, und zwar in seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprachgemeinschaft, gebunden ist. Stil ist demgegenüber die aus der Fülle der gegebenen sprachlichen Mittel und Möglichkeiten herausgeschnittene und geformte, in bestimmter Richtung akzentuierte praktische Verwendung der Sprache durch den einzelnen Menschen im jeweiligen Einzelfall.

Damit ist klar: Sprache und Stil sind in zwei verschiedenen und sauber zu unterscheidenden Bereichen angesiedelt: Sprache im Bereich der vorgeformten objektiven Gegebenheiten, in dem, unabhängig vom Individuum, die normativ bestimmbaren Urteile „falsch“ oder „richtig“, „früher“ oder „später“ gelten; Stil im Bereich der subjektiven Anschauungen und persönlichen Entscheidungen, in dem die ästhetischen Geschmacksurteile „schön“ oder „häßlich“, „beliebt“ oder „verpönt“ ihr Recht haben.

Sprache und Stil verwirklichen und bewegen sich also auf verschiedenen Ebenen, lassen sich nicht unmittelbar miteinander vergleichen oder gar in eins setzen. Über den Geschmack läßt sich trefflich streiten, ohne daß man je zu einem allgemein gültigen, für alle verbindlichen Werturteil kommen könnte. Über die Sprache dagegen läßt sich nicht streiten; hier läßt sich etwas verbindlich feststellen, mehr oder minder einleuchtend erklären und von bestimmten Sachvoraussetzungen her verstehen, die der persönlichen Freiheit wie dem persönlichen Geschmack gleichermaßen entzogen sind – oder doch sein sollten. Wie alle Objektivgebilde, die der Mensch geschaffen, aus sich herausgesetzt hat und in seinem und für sein Leben braucht, ist die Sprache ihrer Artung nach wertfrei, keiner ästhetischen Kategorie und keinem Geschmacksurteil unterworfen. Oder ganz aufs Praktische und die heutige Situation bezogen: Sie ist nicht für das verantwortlich und verantwortlich zu machen, was der Mensch mit und aus ihr macht.

Dafür gibt es eindrucksvolle Parallelen. Als dem schwedischen Chemiker Alfred Nobel 1863 die Herstellung des Dynamits gelang, hatte er allein an seinen Nutzzweck der Arbeitserleichterung im Berg- und Straßenbau gedacht. Mit dem Augenblick dieser Erfindung aber war die gegenteilige Möglichkeit zu ihrer zerstörerischen Nutzung gegeben und ist sehr bald so reichlich angewendet worden, daß ihr der erschrockene Erfinder durch die Stiftung des Nobelpreises für

Wissenschaft und Literatur – im Grunde vergeblich – entgegenzuwirken suchte. Und als der Däne Niels Bohr im Januar 1939 Otto Hahns gelungenen Versuch der Spaltung von Atomkernen bekanntgab, hatten beide nur den durch die Kernspaltung erreichten wissenschaftlichen Fortschritt im Auge. Der Zeitpunkt der Entdeckung aber hat bewirkt, daß die dadurch dem Menschen zur Verfügung stehende, an sich wertneutrale Atomkraft zur Gewinnung von Energie zunächst in ihrer ganzen Fürchterlichkeit als zerstörerische Waffe im Kriege entwickelt wurde, während ihre positive Verwendung zu friedlichen Zwecken erst nach dem Kriege einsetzte und erst jetzt zielstrebig vorangetrieben wird.

Nicht das Dynamit und die Kernspaltung, nicht Alfred Nobel und Otto Hahn sind für das verantwortlich, was der Mensch in blindem Vernichtungswillen aus ihren naturwissenschaftlichen Großleistungen gemacht hat – und nicht der Sprache darf weiterhin angelastet werden, daß und wie Menschen mit mangelhaftem oder fehlendem Stilgefühl zu allen Zeiten Schindluder mit ihr getrieben haben und ununterbrochen weiter treiben. Ich glaube der Letzte zu sein, der gegen die tausenderlei Stilsünden der Gegenwart im allgemeinen und meiner Studenten im besonderen blind und taub wäre und bei ihrer Bekämpfung auch nur resignierte – in meiner Jugendblüte Maienzeit habe ich eine ausführliche „Deutsche Stillehre“ für ein Selbstunterrichtswerk verfaßt –; aber in unserer Fragestellung geht es nicht um den besseren oder schlechteren, um den guten oder den miserablen Stil – ich habe von der Sprache zu reden und bitte, das bei den folgenden Darlegungen unausgesetzt im Auge zu behalten.

Wenn aber das ästhetische Urteil des Schönen oder Häßlichen oder, ins Moralische gewandt, des Gut oder Böse der Sprache gegenüber grundsätzlich unangemessen ist – unter welchem Aspekt muß denn dann die Tatsache ihrer dauernden Veränderungen, die die Sprachkritiker so tief beunruhigt und zu so dezidierten Fehlurteilen veranlaßt, gesehen werden?

Da Sprache ihrem Wesen wie ihrer Wirkung nach auf Aussage, auf Mitteilung gerichtet ist, ist das Kriterium, nach dem allein sie sachgerecht beurteilt werden kann, das ihrer jeweiligen Leistung für die jeweilige Sprachgemeinschaft.

Für die Frage, wie sie diese Aufgabe in ihrer jeweiligen Gegenwart erfüllt, ist es nicht bedeutungslos, danach zu fragen, wie sie sie früher erfüllt hat. Denn jenen Verdikten liegt ja, wennschon für gewöhnlich

unausgesprochen, die Auffassung zugrunde, daß sie sie früher, vor 50, vor 100, vor 200 Jahren (weiter zurück pflegt man für gewöhnlich nicht zu denken), einwandfrei und makellos erfüllt habe. Zur Erhellung darf ich noch einmal einen Vergleich aus einem ganz anderen Lebensbereich heranziehen. Wie man die Anlage, den Grundriß einer Stadt, die morphologische Struktur einer Landschaft, das Bild der Erde erst dann so zu erfassen vermag, wie sie wirklich sind, wenn man, um den dafür notwendigen Abstand zu gewinnen, im Flugzeug oder in der Raumkapsel Hunderte, Tausende, Hunderttausende von Metern in die Höhe steigt, so muß man, um den gleichen Überblick und die gleiche Einsicht in den übergreifenden Zusammenhang für das Phänomen Sprache zu erreichen, entsprechend weit in die Tiefe ihrer Geschichte zurücktreten. Nur dann kann der kurzsichtige, an das Hier und Heute gewöhnte Blick hoffen, die entscheidenden Leitlinien und Konturen klar und eindeutig zu erkennen; andernfalls sind schwerste perspektivische Verzerrungen unvermeidlich und unausbleiblich.

II. Darlegung

Diese Blickentzerrung sollen einige charakteristische Ausschnitte aus der Entwicklung unserer Sprache leisten. Um gleich beim ersten vom Heute und Hier so weit wie möglich in die Vergangenheit zurückschauen zu können, ziehe ich als Vertreter der uns nicht unmittelbar faßbaren ältesten Stufe unseres Deutsch zu Beginn der Völkerwanderungszeit das Gotische in der uns durch die Wulfila-Bibel des 4. Jahrhunderts überlieferten Gestalt heran, so daß wir auf diese Weise den Zeitraum der letzten anderthalb Jahrtausende überblicken können.

3. *Synthese und Analyse in der Flexion.* An den Anfang stelle ich als exemplarisch für die Entwicklung der Deklination das Flexionsparadigma für die sogenannte schwache Beugung:

n-Deklination	got.	ahd.	nhd.
Sg. Nom.	gum-a	gom-o	Bot-e
Gen.	gum-ins	gom-in	Bot-en
Dat.	gum-in	gom-in	Bot-en
Akk.	gum-an	gom-un	Bot-en
Pl. Nom.	gum-ans	gom-un	Bot-en
Gen.	gum-anē	gom-ōno	Bot-en
Dat.	gum-am	gom-ōm	Bot-en
Akk.	gum-ans	gom-un	Bot-en

Das Bild ist klar: Im Gotischen sind nur die Formen des Nom./Akk. Pl., die im Idg. noch unterschieden waren, zusammengefallen. Im Ahd. tritt zu diesen beiden der Akk. Sg.; da auch Gen./Dat. Sg. formal übereinstimmen, sind nur noch Nom. Sg. und Gen./Dat. Pl. in ihrer Kasusreaktion eindeutig bestimmt. Im heutigen Deutsch schließlich besitzt der Nom. Sg. eine Sonderstellung – alle übrigen Kasus zeigen die gleiche Form. Kann es eigentlich einen durchschlagenden Beleg für die These vom unaufhaltsamen Sprachverfall über die Jahrtausende hinweg geben?

Dieses eindrucksvolle Ergebnis freilich ist auf Kosten einer groben Ungenauigkeit erreicht: den gotischen Kasusformen entsprechen die fürs heutige Deutsch angegebenen in der Wirklichkeit lebendigen Sprachvollzugs nur in der festen Verbindung mit dem bestimmten (oder unbestimmten) Artikel: *der Bote, des Boten, dem Boten* usw. Beachtet man das, so nimmt sich der Befund freilich sehr anders aus. Genau wie im Got. stimmen auch im Nhd. nur die Flexionsformen des Nom./Akk. Pl. *die Boten* überein; dazu treten noch Akk. Sg./Dat. Pl. *den Boten* in sich. Damit hat sich der zunächst so auffällige Abstand zwischen den gotischen und den entsprechenden heutigen Flexionsformen bis auf ein geringes verkleinert.

Dieser Tatbestand beruht – das ist ja bekannt – auf dem Umbau von der synthetischen zur analytischen Sprachgestalt, den die indogermanischen Kultursprachen im Lauf ihrer Entwicklung erfahren haben. Aus den germanischen Substantivformen, deren Wurzel die Begriffsvorstellung enthält, während die Flexionsendung ihre syntaktische Einbettung vollzieht, hat das frühe Althochdeutsche eben diese grammatische Beziehungsfunktion herausgelöst und zu einem eigenen Wort verselbständigt. Je nach dem Zusammenhang der Aussage tritt es in der doppelten Möglichkeit des bestimmten oder des unbestimmten Artikels auf, der aber unter gewissen inhaltlichen Voraussetzungen auch einmal fehlen kann. Schon diese einfache Beschreibung läßt sofort erkennen, wie beweglich der jüngere analytische Sprachausdruck gegenüber der Starre des älteren synthetischen geworden ist.

Unmittelbar veranschaulichen möchte ich das an einem Beispiel aus der Flexion des Verbums. Die Verselbständigung des Subjekts, das ursprünglich im Gesamtkörper der synthetischen Verbform als Endung mitenthalten ist, durch ein eigenes Personalpronomen läuft der Herauslösung des Artikels aus dem Substantiv zeitlich wie struk-

turell parallel. Wulfilas Satz Lk 7,33 *qipip unbulpōm habaip* bereitet unseren Germanisten in der gotischen Anfängerübung schier unüberwindliche Schwierigkeiten. So, wie er dasteht, läßt er nicht weniger als vier Übersetzungsmöglichkeiten zu. Er kann gleichermaßen heißen: *Er sagt, er hat den Teufel* oder *ihr sagt, ihr habt den Teufel* oder *er sagt, ihr habt den Teufel* oder *ihr sagt, er hat den Teufel*. Nur der Blick in die Vorlage oder auf den Erzählzusammenhang macht deutlich, daß hier die letzte Lösung zutrifft. Den Endungszusammenfall des gotischen Verbums bei der 3. Singular und 2. Plural Präsens und die damit unvermeidlichen Mißverständnisse meistert erst die analytische Verselbständigung des Subjekts in einem eigenen Personalpronomen. Die Genauigkeit der Aussage, die der in allen germanischen Sprachen zu beobachtende Endsilbenverfall aufs stärkste bedroht – äußerlich sieht das ja tatsächlich wie Verfall aus, aber eben nur äußerlich –, wird durch die unscheinbare Verlagerung der Funktion, die bisher die Flexionsendung auszuüben hatte, auf den Artikel bzw. das Personalpronomen ebenso elegant wie sicher gewahrt, im Fall des Substantivs durch die Wahl zwischen bestimmtem oder unbestimmtem Artikel oder die Möglichkeit seines Fortfalls sogar erhöht.

Doch diese Feststellung genügt nicht. Wie überraschend stark die Leistungsfähigkeit der Sprache für die einwandfreie rasche Verständigung zwischen allen Gliedern der Sprachgemeinschaft durch diesen strukturellen Umbau gesteigert wird, möchte ich im einzelnen am Beispiel der vorwurfsvollen Antwort nachweisen, die der ältere Bruder im *Gleichnis vom verlorenen Sohn* Lk 15,29 in den verschiedenen Bibelübersetzungen vom Beginn der literarischen Überlieferung in Deutschland bis heute seinem Vater gibt; zum Vergleich ist der Vulgata-Text hinzugesetzt, zu dem der griechische wörtlich stimmt:

Vulgata:

Ecce tot annis servio tibi, et nunquam mandatum tuum praeterivi, et nunquam dedisti mihi hoedum.

Tatian (um 830):

*Sēnu sō manigiu iār theonōn thir inti neo in altre thīn bibot ni ubargēng,
inti neo in altre ni gābi mir zikān.*

Wien-Münchener Fragmente (12. Jahrhundert):

(Lücke) . . . *unt ih enubergfe nīe din gebot, unt du ne gabe mir nīe ein chize.*

Deutsche Bibel des Mittelalters (BM), 4.–14. Druck (1475–1518):

*Sich als vil iar dient ich dir, und ubergieng nye dein gebot, und du gabst mir
nye ein kitzelein.*

Mitteldeutsches Evangelienbuch für Matthias von Beheim (1343):

*Sich also vile jâr dienete ich dir und habe dîn gebot nie ubirgangen, und du
gebe mir nie ein zickelîn.*

Luther (1522):

*Sibe, so viel iar diene ich dyr, vnd habe deyn gepott noch nie vbertreten, vnd du
hast myr nie eynen bock geben.*

Menge (1926):

*Siehe, schon so viele Jahre diene ich dir und habe noch nie ein Gebot von dir
übertreten; doch mir hast du noch nie ein Böcklein gegeben.*

Der ahd. *Tatian* bietet das Beispiel für den Zustand des Deutschen vor der Entstehung des Personalpronomens wie des Artikels: *theonon* ist als *ich diene* durch die Endung eindeutig determiniert. Dagegen weist allein der Zusammenhang *ubargeng* als 1. Sg. Prät. aus – formal könnte es ebensogut die weit häufigere 3. Sg. Prät. sein –, während *gâbi* wieder klar 2. Sg. Prät. *du gabst* ist. Das Substantiv *altre* in der präpositionalen Formel *in altre* (wörtlich: *im Alter*) bestimmt das End-*e* trotz des fehlenden Artikels als Dat. Sg., wohingegen *zikin* als Nom. wie Akk. Sg. wie Pl. möglich ist, so daß es modernes Verständnis leicht als Nominativ fehldeuten könnte, weil das Subjekt noch im Verbum steckt.

Demgegenüber hat die 300 Jahre jüngere Übersetzung der Wien-Münchener Fragmente die Umgestaltung jener älteren synthetischen in die analytische Sprachform vollzogen, der die Zukunft gehört: *ich* und *du* bestimmen die Personalformen klar, und auch das *kitz* kann nur mehr in Verbindung mit dem Artikel (hier dem unbestimmten) gebraucht werden.

Dieser seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts selbstverständliche Sprachzustand des Ahd. erfährt im Mhd. eine stilistische Schmeidigung, indem das zweite *ich* seit der vorlutherischen BM eingespart ist.

4. *Synthese und Analyse in der Bildung der Tempora.* Auf der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit erfährt der Text eine zweite grundstürzende sprachliche Umformung. Während die Texte des frühen und hohen Mittelalters nur eine Gegenwarts- (*theonon*) und eine Vergangen-

heitsform kennen (die übrigen Verben), taucht im md. Evangelienbuch von 1343 eine weitere Vergangenheitsform hoch: *habe ubirgangen*. Seit Luther sind diese mit sogenannten Hilfsverben umschriebenen Präterita voll ausgebildet. Zu den im Präsens dargestellten Vorgängen werden die vorher geschehenen und inzwischen vergangenen ins Perfekt gesetzt: *ich diene dir* (noch augenblicklich); aber: *ich habe nie* (bisher nämlich) ... *übertreten, und du hast* (bis heute) ... *nie (ge)geben*. Wird der Geschehnisablauf selbst in der alten Vergangenheitsform berichtet, so wird ihr nunmehr für die vorher bereits abgeschlossenen Geschehnisse ebenfalls ein neues, und zwar wiederum umschriebenes Tempus der Vorvergangenheit zugeordnet, das Plusquamperfekt. Als Beispiel diene die Wiedergabe von Mt 2,9:

Vulgata:

Qui cum audissent regem, abierunt; et ecce stella quam viderant in oriente antecedebat eos.

BM, 9.-14. Druck (1483-1518):

Und do sy horten den kúnig sy gingen hin. Und seht der stern den sy sahen in dem aufgang der sunnen, der ging vor in.

Luther (1522):

Als sie nu den konig gebort hatten, zogen sie hyn, und sihe, der stern, den sie ym morgenland gesehen hatten, gieng fur yhn hyn.

Wiederum ist mit Händen zu greifen: Die klare Verteilung der Erzählvorgänge in der Vulgata auf die beiden Zeitebenen des Imperfekts und des Plusquamperfekts hat die vorlutherische Bibel auf das dem damaligen Deutsch allein zur Verfügung stehende einfache Präteritum zurückprojiziert. Seit Luther ist diese Einsträngigkeit überwunden: Von der Darstellung der Vorgänge in der nunmehr zum Imperfekt eingeschränkten und zugleich verschärften unumschriebenen Vergangenheitsform *sie zogen hin, (er) ging vor ihnen hin* heben sich die ihnen zeitlich vorausliegenden und inzwischen abgeschlossenen, sie erst veranlassenden im umschriebenen Plusquamperfekt ab: *Sie hatten den König gehört und sie hatten den Stern gesehen*. Diese Scheidung ist seitdem fürs Schriftdeutsche selbstverständliches grammatisches Gesetz. Wir können beobachten, wie sie sich in den literarischen Denkmälern zu Ausgang des späten Mittelalters durchsetzt: Hartmanns Verse aus dem letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts 3297-99 *dá er Grêgôrjum mite beslôz ... vor sibenzehen jâren ê*

lauten in der Prosaauflösung des 14. Jahrhunderts: *damit er sand Gregorium vor siebenzehen jaren zue dem stain peslossen bett*. Diese Wandlung der Tempuswiedergabe ist gerade im Blick auf die wörtliche Abhängigkeit der Prosa schlechthin beweisend.

Damit ist dreierlei für Entwicklung und Gestalt unserer Sprache Grundstürzendes geschehen. a) Kategorial treten neben die aus dem Germanischen ererbten synthetisch gebildeten Tempora des Präsens und des Präteritums drei neue: zum Perfekt und Plusquamperfekt noch ein eigenes Futur. b) Formal sind sie anders, nämlich analytisch in der Weise strukturiert, daß die temporale Fixierung der Handlung, die bisher durch Ablaut oder Endung am Verbum selbst ausgesagt wurde, durch die Formen von *sein* bzw. *haben* in einem eigenen Wort vorgenommen wird, so daß das Vollverb nunmehr von dieser Aufgabe freigestellt ist; in dieser Funktion bezeichnen wir *sein* und *haben* als Hilfsverben. Damit aber wird nun dem Kern der Aussage, dem Prädikat, eine ganz neue Möglichkeit zugespielt: in den umschriebenen Formen umgreift es das Gesamt der Aussage des Satzes als fester Rahmen: (*ich*) *habe* ... *übertreten*; *hast du* ... *gegeben*. An die Stelle der Schnur, an der im Fortgang des Sprechens die einzelnen Satzglieder nacheinander abperlen, tritt der Kreis, in dem das Ende des Bogens an den Anfang zurücklenkt; indem er sich so rundet, umschließt er die einzelnen Satzglieder fest. c) Inhaltlich endlich hat sich das Deutsche damit eine neue Dimension erobert: aus der Flächigkeit der Darstellung bisher stößt es in die Tiefe der Zeit durch das Perfekt und das Plusquamperfekt nach rückwärts und durch das Futur nach vorwärts vor. Es ist gewiß alles andere als zufällig, daß sich dieser Vorgang gleichzeitig mit der epochalen Entdeckung der Perspektive in der europäischen Malerei vollzieht, die ihr die Möglichkeit eröffnet, auf der zweidimensionalen Fläche die Vorstellung des dreidimensionalen Raums hervorzurufen.

5. *Die Auseinanderfaltung des kopulativen „und“*. Doch damit ist längst nicht erschöpft, was die über den Bogen von 1100 Jahren sich schwingende Wiedergabe unseres Ausschnitts aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn an Einsichten für die Entwicklung des Deutschen freisetzt. Die Kopula *et* geben die Texte übereinstimmend durch *und* wieder. Menge freilich lehrt, daß sich das nicht von selbst versteht: das zweite *und* hat er gegen *doch* ausgewechselt. Was verbirgt sich dahinter?

Und – eine der ältesten Konjunktionen des Germanischen überhaupt – hat im Deutschen seit über einem Jahrtausend die Aufgabe, zwei Aussageinhalte miteinander zu verknüpfen, und zwar tut sie das weit über die Hälfte dieser Zeit, ohne über die Art dieser Verbindung Genaueres auszusagen. *Und* bindet also nicht nur, wie heute ausschließlich, inhaltlich Gleichgeordnetes und Gleichwertiges aneinander – ebenso kann *und* einen nach unserer Terminologie relativen Anschluß herstellen wie im Nibelungenlied (1208,3) *ergetzet si der leide und ir ir habet getân*, den die Varianten nicht weniger Handschriften, die für *und*: *die* setzen, einwandfrei erkennen lassen, oder Konrad von Megenberg im „Buch der Natur“ von 1349/50: *Paulus ... maint ez in dem sinn und (=in dem) ich gesprochen hân*. *Und* kann aber auch zwei Inhalte miteinander vergleichen wie in einer Handschrift von 1442, wo es von St. Gerdraut heißt: *Do si nu drei und dreissig jar alt was und bin über als lang, und Christus älter was*; das zweite *und* müssen wir mit *wie* übersetzen. Die Folge dieser Mehrdeutigkeit ist, daß wir an manchen Stellen älterer Texte nicht zu entscheiden vermögen, ob *und* als relative oder als vergleichende Partikel aufzufassen ist, so z. B. in der Schöpfungsgeschichte der Wiener Genesis aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts:

164 *er biez die erde alles daz (die erschaffenen Tiere) neren
mit dem wuochere unde si bare.*

Heißen kann das: *mit den Erzeugnissen, wie sie sie hervorbringen sollte* oder *die sie hervorbringen sollte*.

Schließlich verkoppelt *und* recht häufig gegensätzliche Aussagen – so wenn Sigune zu Parzival sagt:

255,20 *ir lebt und sît an sælden tût*
„*zwar* lebt ihr, *doch* seid ihr vom Glück verlassen“ oder Wolfram vom jungen Parzival erzählt:

173,8 *siner muoter er gesweic*
mit rede, und in dem herzen niht

„von seiner Mutter schwieg er mit Worten, nicht *aber* in seinem Herzen“ oder Mechthild von Magdeburg um 1270 klagt: *Ir wellent das ich fürbas (weiter) schribe, und ich enmag!* „Ich *aber* kann nicht!“

Diesen adversativen Charakter des zweiten *und* in allen älteren Texten hat Menge richtig gespürt und unserer Sprache gemäß die Kopula

gegen *doch* zutreffend ausgetauscht. Wie sehr diese Wortwahl heutigem Empfinden entspricht, zeigt die Wiedergabe in der katholischen Übersetzung von Fritz Tillmann 1962: *Mir aber hast du niemals ein Böcklein gegeben*. Daß Luther neben überwiegendem gleichordnendem *und*, das ja ein hervorstechendes Charakteristikum seines Bibeldeutsch darstellt, häufig adversatives *und* gemeint hat und verwendet, macht ein Blick in die jüngste Revision des lutherschen Bibeltextes von 1956/64 deutlich: Jo 5,40 etwa heißt Luthers *und jr wolt nicht zu mir komen* inhaltsgerecht *aber doch wollt ihr nicht zu mir kommen*, und Hiob 4,16 ist aus Luthers *da stund ein Bilde fur meinen augen, und ich kante seine gestalt nicht* nunmehr geworden: *da stand ein Gebilde vor meinen Augen, doch ich erkannte seine Gestalt nicht*.

6. *Entstehung und Sinn der Modalwörter*. Aufmerksamkeit verdienen schließlich jene unscheinbaren Kleinwörter der beiden letzten Textzeugen, die sich weder im fremdsprachlichen Original noch in den mittelalterlichen Eindeutschungen finden: das *noch*, das Luther im mittleren der drei Sätze hinzugefügt hat und das Menge übernimmt, das zweite *noch* Menges im dritten Satz und sein *schon* im ersten. Diese Umstandswörter haben keine „Bedeutung“ im eigentlichen Sinn; vielmehr tönen sie den Inhalt der gesamten Aussage eigentümlich ab, indem sie einen schmalen Durchblick auf die innere Einstellung des Berichtenden gegenüber dem verlautbarten Geschehen freigeben. Deshalb hat man sie neuerdings Modalwörter oder, mit dem Nachdruck auf der stilistischen Wirkung, Würzwörter genannt. Sie tauchen erst in neuerer Zeit hoch; das mittelalterliche Deutsch kennt sie so gut wie nicht. Auch gehört nicht nur ein Teil der sogenannten Adverbien dazu.

Wie bedeutsam diese unscheinbare Gruppe für die zutreffende Auffassung einer inhaltlichen Aussage ist, dafür gibt es ein berühmtes Beispiel. Luther hat den für seine Glaubensauffassung entscheidenden Kernsatz des Paulus Röm 3,28 übersetzt: *So halten wir es nu, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben*. Seine konfessionellen Gegner ziehen ihn triumphierend der Fälschung, weil er das Wort *allein* willkürlich dem Text hinzugesetzt habe, in dem nur *per fidem* steht – durchaus zu Unrecht, wie inzwischen an den mittelalterlichen Übersetzungen einer entsprechenden Stelle Jak 2,14 nachgewiesen worden ist, wo unbezweifelbar rechtgläubige Prediger das vorgegebene *fidem* im Deutschen ohne

Zögern durch *den ganzen glauben*, *fides* durch *der gelaube allein* wieder gegeben hatten. Im „Sendbrief vom Dolmetschen“ hat Luther seine aus einem sicheren Sprachgefühl erwachsene Übersetzung mit dem Hinweis gerechtfertigt, daß dieser Zusatz *die Meinung des Texts in sich hat, und wo mans will klar und gewaltiglich verdeutschten, so geböret es hinein*, und das mit zahlreichen Beispielen aus der Umgangssprache belegt.

Von dieser Einsicht hat Luther in der Bibelübersetzung nicht geringen Gebrauch gemacht. So verspotten die Vorübergehenden Mk 15,30 den Gekreuzigten: *Hilf dir nu selber und steig herab vom Kreuz*; ihr erbarmungsloser Hohn drückt sich allein in dem zusätzlichen *nu(n)* aus. Im Bekenntnis des Paulus 1 Kor 8,6: *So haben wir doch nur einen Gott, den Vater*, schwingt der Stolz auf die Überlegenheit des eigenen Glaubens gegenüber den Heiden mit ihrer Vielgötterei in den zusätzlichen *doch, nur*. In der vorwurfsvollen Frage Jesu an den einen von den zehn Aussätzigen, die er geheilt hat, Lk 17,18: *Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte?* ist die Bitterkeit, die den Herrn erfüllt, in *sonst* und *wieder* gesammelt, in Wörtern also, die die Quelle nicht kennt. Und der Ausspruch Jes. Sir. 1,16: *Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang und ist im Herzen Grund allein bei den Gläubigen und wohnt allein bei den auserwählten Weibern, und man findet sie allein bei den Rechten und Gläubigen* zieht die Kraft seines Nachdrucks aus den drei zusätzlichen *allein*.

Diesen von Luther – und natürlich nicht erst von ihm – eingeschlagenen Weg hat Menge nach 400 Jahren voll ausgeschritten, wenn er Lk 1,18 dem Einwand des über die Verkündigung des Engels aufs höchste verwunderten Zacharias: *Denn ich bin alt, und mein Weib ist betaget*, die Form gibt: *Ich bin ja ein alter Mann, und meine Frau ist auch schon hochbetagt*, oder wenn er der Bestätigung des Evangelisten Lk 1,66 bei Luther: *Denn die Hand Gottes war mit ihm*, den entscheidenden Nachdruck durch die Formulierung verleiht: *Und die Hand des Herrn war auch wirklich mit ihm* oder wenn er bei der Erfüllung der Bitte der Samariterin durch Jesus Jo 4,40: *und er blieb zween Tage da* in seiner Übersetzung *und er blieb denn auch zwei Tage dort* mit *denn* und *auch* erst den entscheidenden seelischen Akzent setzt. Man mißverstehe mich nicht: es kommt dabei nirgends auf die theologische Relevanz dieser Aussagen an, die hier durchaus in der Schwebe bleiben kann; es geht allein um die sprachliche Möglichkeit zur psychologischen Durchdringung einer Erzählsituation, wie sie vorher nicht gegeben war.

Diese sprachlich-stilistische Neuerung unseres Deutsch im letzten Großabschnitt seiner Entwicklung haben zumal die Dichter genutzt. Ich verweise beispielhaft auf Lessings leidenschaftlichen Zuruf an Gott in der Duplik von 1778: *Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein*, dem die Häufung der Modalwörter *ja, doch, nur, allein* den vielbewunderten stilistischen Glanz verleiht, oder zitiere stellvertretend für die Fülle von Belegen vor allem aus Goethes Spätzeit seinen Vierzeiler in den Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten von 1827:

*Nun weiß man erst, was Rosenknospe sei,
jetzt, da die Rosenzeit vorbei;
ein Spätling noch am Stocke glänzt
und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.*

Was bedeuten die Wortinhalte von *nun, erst, noch, ganz, allein* an und für sich, und welche Tiefe, Rundung, Wärme schenken sie, sie allein den bedeutungstragenden Vollwörtern dieses Gedichts!

Wenn sich so in der Dichtung besonders eindrucksvoll nachweisen läßt, wie ihr diese Modalwörter die Dimension der seelischen Schwelungen und der leisen Schwankungen des Gefühls zunehmend erschließen, so wäre es ein Irrtum zu glauben, daß sich nur hohe Dichtung dieser sprachlich-stilistischen Neuerung bediente. Vielmehr bevorzugt sie unsere Umgangssprache dann, wenn es darauf ankommt, den Angeredeten etwas von der inneren Einstellung, von der gefühlsmäßigen Beteiligung des Sprechers spüren zu lassen – von seiner Ungeduld: *Warum bist du denn eigentlich noch nicht gekommen? Warum schreibst du denn nicht? Das ist es ja eben! Kommst du schon wieder damit?* von seinem Mitgefühl: *Sind Sie denn immer noch krank? Wenn ich Ihnen doch helfen könnte!* von seinem Mißtrauen: *Du hast doch nicht etwa das Buch weggenommen? Das scheint mir denn doch reichlich unglaublich! Hast du denn noch soviel Geld?* von seiner entschiedenen Ablehnung: *Er ist hochmütig, und nun gar erst seine Frau!* Die eigentümliche Schwingung, auf die es jeweils ankommt, ihre Würze empfangen all die Fragen und Ausrufe aus eben jenen unscheinbaren Wörtern, die in diesem Zusammenhang inhaltlich keine exakt bestimmbare Bedeutung haben.

7. *Ergebnis und Bedeutung des sprachlichen Umbaus.* Die einläßliche Interpretation der drei Anfangssätze aus der Antwort des älteren Bruders

im Gleichnis vom verlorenen Sohn hat in all ihren Teilen unmittelbar ins Zentrum der Themafrage geführt. Die Wendung von der synthetischen zur analytischen Sprachgestalt ergreift im geschichtlichen Verlauf immer weitere Bereiche des sprachlichen Ausdrucks und verwandelt ihn. Sie führt zu einer immer konsequenter sich ausbildenden Beweglichkeit in der Verlautbarung der Lebenswirklichkeit: Neben die ursprünglich allein mögliche und offenbar allein als nötig empfundene Darstellung von objektiven Sachverhalten und Seinsweisen tritt wachsend eine geistig-gedankliche Verarbeitung, eine ständig zunehmende Fähigkeit, abstrakte Denkinhalte und Kategorien sprachlich auszudrücken, und endlich in der weiteren Folge eine Erschließung des bis dahin unzugänglichen menschlichen Innenlebens durch die Sprache. So differenziert die Sprache zunehmend den Geschehensablauf in der Vielschichtigkeit seiner Vollzüge und weitergehend die innere Beteiligung des Menschen an ihnen.

Allerdings: Die bunte Fülle und den Klangreiz der ahd. Endsilbenvokale, ja, weithin diese Endsilben überhaupt hat das Deutsche auf diesem Wege eingebüßt und ist zu verhältnismäßig eintönigen grammatischen Formen gekommen, weil selbständige Wörter ihre Funktion übernommen haben. Ähnliches ließe sich für den unaufhaltsamen Rückgang des Konjunktivs der Vollverben in den letzten Jahrhunderten zeigen, der heute dicht vor seinem Untergang steht.

Von Verfall aber kann hier wie dort nur sprechen, wer mit Blindheit geschlagen ist und sich eigensinnig den Star nicht stechen lassen will. Beim Hobeln fallen nun einmal Späne; hinter diesen Spänen laufen die Sprachkritiker aller Zeiten her, sammeln sie auf und betrauern, daß sie weggeworfen wurden und nun nichts weiter als Abfall sein sollen. Diesem Schmerz geben sie sich mit solcher Ausschließlichkeit hin, daß sie das neue Werkstück nicht zu sehen vermögen, das die Arbeit des Hobels derweil herausmodelliert hat und im einzelnen immer feiner ziseliert. Und das vielleicht Erstaunlichste dabei: Die Sprache vollbringt diese Leistung, ohne dafür etwa eine wesentlich größere Substanz einsetzen zu müssen: Der untersuchte Ausschnitt umfaßte im ahd. Tatian 35 Silben; nach 1100 Jahren beansprucht er bei Menge mit 38 nur drei Silben mehr!

Wie sehr die ursprüngliche Sprachgestalt die Klarheit und Eindeutigkeit des Ausdrucks selbst da behindert und fesselt, wo die Erweiterung der Simplizien durch Bildungssilben zögernd zur Über-

windung der synthetischen Bauform ansetzt, das sei noch einmal in der Rückblende an einem ganz andersartigen Beispiel veranschaulicht: an der Eindeutschung von Hebr 8,13: *Dicendo autem novum: veteravit prius. Quod autem antiquatur et senescit, prope interitum est.* Vor der Wiedergabe der drei Verben des gleichen Sinnbezirks *vetero*, *antiquor* und *senesco* hat das mittelalterliche Deutsch kapituliert: in den drei ältesten Drucken der vorlutherischen Bibel lautet die Stelle: *Wann gesagen das neww: eraltent das erst. wann dax do eraltent und eraltent: ist necher dem tod.* Dreimal ist hier die gleiche Vokabel für drei verschiedene lateinische Verben mit dem Ergebnis verwendet, daß wir das nicht verstehen. Daß daran nicht das allgemein bekannte stilistische Ungeschick der Deutschen Bibel des Mittelalters die Schuld trägt, sondern daß es damit eine Struktureigentümlichkeit des mittelalterlichen Deutsch grell ins Licht hebt, lehrt die vergleichbare Unklarheit in einer sonst weit geschickteren Übersetzung der Paulusbriefe aus dem 14. Jahrhundert: *Nu er spricht: ein newe, nu ist di erer eraldent. Dax aber eraltet und erfirnet, das ist dem ende vil nahen.* Auch sie kommt noch zweimal um das mehrdeutige *eralten* nicht herum. Die Fesselung sprengt dann der 4. Bibeldruck von 1475: *Das new gesacz hat dax erst alt gemachet. was aber eraltet unnd anfacht alt werden, das ist nachent dem tod.* Luthers Lösung führt den Prozeß zu Ende: ... *indem er saget: Ein neues, machet er das erste alt. Was aber alt und uberjaret (1956: überlebt) ist, das ist nahe bey seinem ende.* Die schlanke Beweglichkeit der jungen Dreiheit *alt sein*, *alt werden* und *alt machen* hat die ungelenke Steifheit des mittelalterlichen *eralten* überwunden und das Verbum selbst zu Ausgang des Mittelalters absterben lassen. Als sprachlichen Verfall kann man das aber nur betrachten, wenn man den Blick einseitig auf den Untergang dieses Verbums fixiert und nicht sieht, worauf dieser Verlust tatsächlich beruht und wie er wettgemacht worden ist.

8. *Die Tendenz zur Substantivierung.* In den Strom dieser Entwicklung gehört eine sprachliche Erscheinung hinein, die den Zorn der Sprachliebhaber und Sprachpfleger allgemein zur Siedehitze zu entflammen pflegt: die immer weiter um sich greifende Ersetzung eines Verbums durch eine (für gewöhnlich dreigliedrige) nominale Umschreibung: *eine Veranstaltung findet statt* für *veranstalten*, *zur Auszahlung* oder *Verrechnung bringen* statt *auszahlen* und *verrechnen*, *in Wegfall kommen* für *wegfallen*, *eine Anweisung geben* statt *anweisen*, *den Segen*

sprechen statt *segnen* und das erst seit vielleicht zwei Jahrzehnten besonders beliebte *unter Beweis stellen* statt *beweisen*. Auch hier zeigt besonnener geschichtlicher Um- und Rückblick, daß es sich dabei keineswegs um eine junge, der deutschen Sprache von außen angeflogene Entartung handelt, gegen die mannhaft angekämpft werden müßte – in Wahrheit liegt wiederum eine sprachliche Erscheinung vor, die älteres Deutsch durchaus nicht nur gelegentlich kennt und verwendet; allerdings wuchert sie in den letzten runden 100 Jahren mächtig und, wie so gut wie alle meinen, beängstigend. Droht sie unser Deutsch zu zerfressen und bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen?

Im St. Trudperter Hohen Lied um 1160 sind Umschreibungen des Verbums mit *haben* geradezu beliebt, z. B. *gedinge haben* statt *dingen* (hoffen), *gotes forchte haben* statt *Gott fürchten*, *tröst haben ze sîner erbarmede* statt *sich seiner erbarmen, getrösten*; *wunne unde mandunge haben* statt *sich freuen und fröhlich sein*; daneben *gelaite geben* für *geleiten*. *Urloub nemen* ist in den Ritterromanen und Heldenepen des Hochmittelalters die ständige Formel für *sich verabschieden und fortgehen* bzw. *fortreiten*.

Wenn diese Umschreibungen der daneben weiter üblichen einfachen Verben nur alt und eingefahren genug sind, nehmen die Sprachkritiker freilich keinen Anstoß daran, bemerken sie überhaupt nicht. Ich denke an Wendungen wie *Abschied nehmen*, *in Obhut nehmen*, *zur Antwort geben* oder *bekommen*, *ein Ende machen*, *die Flucht ergreifen*, *ein fürchterliches Geschrei erheben*, *das Kreuz schlagen*, die alle spätestens aus dem Deutschen des 17. Jahrhunderts nachgewiesen sind. Nur was erst während der Lebenszeit unserer Generation in dieser Hinsicht aufgekommen ist, soll schlechtes Deutsch, ja mehr: ärgste Gefährdung unserer Sprache sein.

Die in diesem Zusammenhang nicht hoch genug zu preisende Untersuchung von Karlheinz Daniels „Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache“, Düsseldorf 1963, hat die bedenkliche Einseitigkeit einer solchen Auffassung und den völligen Ungrund dieser Befürchtungen nachgewiesen. Ihr Untertitel „Nominaler Ausbau des verbalen Denkkreises“ läßt erkennen, in welcher Richtung das rechte Verständnis dieser Erscheinung zu suchen ist. An einem überwältigenden Material zeigt Daniels, daß die nominale Umschreibung gegenüber dem einfachen Verbum eine besondere Färbung, einen eigenen Aspekt im Vollzug eines Geschehens sichtbar macht: *in Tätigkeit sein*, *sich in Bewegung setzen* läßt vor unserem

geistigen Auge eine andere Vorstellung entstehen als einfaches *tun* und *sich bewegen*. Wieder also bereichert diese Form der analytischen Auffächerung eines synthetischen Verbums die Sprache. Durch die damit gebotene Möglichkeit zu verschiedenartigen Umschreibungen wächst der Aussage eine Verfeinerung und Präzision zu, die das auf sich gestellte einfache Verbum durchaus begrenzter und also unvollkommener mittels adverbialer Zusätze andeuten könnte: *in Furcht sein, kommen, geraten; Furcht haben, begen, fühlen, empfinden, verspüren* erschließen inhaltliche Variationsmöglichkeiten, die dem einfachen *sich* oder *etwas fürchten* notwendig abgehen. *Durst haben, bekommen, spüren, empfinden, stillen* geben jeweils andere Intensitätsgrade des Grundphänomens *Durst* wieder, die *dürsten* mitnichten auszudrücken vermag. Das ist offenbar der Grund dafür, daß uns heute dieses Verbum geziert klingt und dem Untergang geweiht ist.

Unentbehrlich ist diese Art der nominalen Umschreibung für die Sprache einer komplizierten Verwaltungsbürokratie, wie sie die moderne Massengesellschaft für ihr ordnungsmäßiges Funktionieren entwickelt hat. *Eine Verfügung, eine Verordnung, ein Gesetz erlassen, unterschreiben, gegenzeichnen, in Kraft setzen, abändern, aussetzen, zurückziehen, aufheben* falten gegenüber dem unspezifischen *verfügen* oder *verordnen* eine ganze Skala verschiedenartigster Verwaltungsvorgänge auseinander, die inhaltlich genau voneinander geschieden und voneinander zu unterscheiden sind. Und dem *Gesetz* gar fehlt eine verbale Entsprechung.

Entscheidend dabei ist die sprachinhaltliche Veränderung, die der ursprünglich verbal ausgedrückte Vorgang durch solche nominale Umschreibung erfährt. Das Substantiv kennt all jene Veränderungen des verbalen Formensystems nicht, durch die ein *Tun* bei seiner sprachlichen Wiedergabe dank der grammatischen Struktur unseres Deutsch zugleich zwangsläufig nach Person, Tempus, Modus, Genus verbi bestimmt wird. Soweit diese Angaben für den Einbau des zu bezeichnenden Geschehens in den übergreifenden Satzzusammenhang von der Eigenart der idg. Ausdrucksweise her notwendig sind, übernimmt sie das inhaltlich unbestimmte Allerweltsverbum; das Substantiv dagegen drückt das, worauf es in erster Linie ankommt, ohne derartige Belastungen durch hier zweitrangige grammatische Bestimmungen in eindrucksvoller Unveränderlichkeit aus. Genau analog zur Entwicklung bei der Bildung umschriebener Tempora (vgl. S. 114f.) tritt also wiederum an die Stelle der bisher synthe-

tischen verbalen Ausdrucksweise ihre analytische Auffächerung in eine semantische und eine syntaktische Funktion. Dahinter stehen – natürlich wieder unbewußt – die Forderungen der in ihren Verlautbarungen auf äußerste Exaktheit und jeden Zweifel ausschließende Deutlichkeit gewiesene Sprache des Rechts und der Verwaltung. In ihr sollen und müssen gleiche Tatbestände gleichmäßig und unverändert bezeichnet werden, damit die ausführenden Beamten wie die betroffenen Bürger die gleiche Vorstellung damit verbinden. *Eine Verfügung erlassen* ist, zumindest in diesem Bereich, eben nicht dasselbe wie *verfügen*, will und kann es nicht sein. Die Rechtskraft einer Verfügung hängt an ihrem amtlichen Wortlaut, an dem Termin, an dem sie in Kraft gesetzt, an dem Geltungsbereich, für den sie erlassen wird, an den genau bestimmten Ausnahmen und Einspruchsmöglichkeiten – das alles ist in dem Verbum *verfügen* zumindest nicht mit gleicher Eindeutigkeit enthalten.

Wiederum mißverstehe man mich nicht. Es geht bei diesem Versuch, den unaufhaltsamen Vormarsch des Substantivs im jüngsten Deutsch in den Gesamtzusammenhang der Entwicklung unserer Sprache hineinzustellen – und von daher zu verstehen und zu würdigen –, nicht darum, die Entgleisungen stilistischer Tolpatschigkeit behender Schreiberlinge und hoffnungsloser Bürokraten zu rechtfertigen oder auch nur zu entschuldigen. Aber der Mißbrauch hat noch nie etwas gegen das Recht des natürlichen Gebrauchs besagt. Es geht vielmehr um schlüssige Widerlegung und scharfe Zurückweisung des gängigen Vorurteils, das in nicht mehr zu entschuldigender Unkenntnis der übergreifenden Zusammenhänge diese Erscheinung als häßlich, unerträglich, ohrenzerreißend, sprachverderberisch brandmarkt. Naturgemäß muß das persönliche Geschmacksurteil einem jeden überlassen bleiben; aber wo es dem Blick die Einsicht in die hier vorliegende Sprachgesetzlichkeit verstellt, wird es in seiner Anmaßung gefährlich und muß energisch in seine Schranken verwiesen werden. Bevor nämlich eine Erscheinung nicht verstanden ist, kann sie überhaupt nicht zutreffend beurteilt werden. Ein Urteil, das lediglich aus dem Engagement kommt und darum weder die Fakten in ihrer Gänze berücksichtigt noch den Gesamt-horizont ausschreitet, in den sie gestellt sind, darf nicht erwarten und kann nicht beanspruchen, ernst genommen, gehört und berücksichtigt zu werden – ganz abgesehen davon, daß es allein seine falsche Ausgangsstellung zu absoluter Wirkungslosigkeit verurteilt.

9. *Initialwörter und Akü-Sprache.* Von dieser Absicherung her wage ich mich an ein letztes heißes Eisen: an die sogenannte Akü-Sprache, die Abkürzungs- oder Stummelwörter, wie ihre Bestreiter höhnisch sagen, die Buchstaben- oder Initialwörter, wie sie die beschreibende Sprachbetrachtung nennt.

Der Sprachhistoriker kann wiederum sofort darauf hinweisen, daß es diese angebliche Entartungserscheinung schon seit mindestens 2000 Jahren gibt. Man denke an die lateinische Inschrift auf dem Kreuz Christi *INRI* für *Jesus Nazarenus rex Judaeorum* oder das *AD* für *Anno Domini* vor der Jahreszahl oder das *RIP*: *Requiescat in pace* auf Grabsteinen oder Bachs häufige Schlußformel *SDG*: *Soli Deo gloria* unter seinen Kompositionen. Schon diese Beispiele machen erkennbar, daß solche Initialwörter Hilfsmittel einer Art Fachsprache sind, um fest ausgestanzte Formeln unter geringstem Aufwand sprachlicher Mittel rasch zu erinnern.

Die immer atemberaubendere Entwicklung der Naturwissenschaften in den letzten 200 und der geradezu hektische Aufschwung der Technik in ihrem Gefolge während der letzten 100 Jahre haben für ihre Bedürfnisse zu solchen Abkürzungswörtern greifen müssen, um die geradezu unübersehbare Fülle ihrer neuen wissenschaftlichen Einsichten und deren vielfältige praktische Ausmünzung sprachlich benennen zu können. Mit Händen zu greifen ist das in der zufrühest in diesem Zusammenhang geschaffenen Formelsprache der Chemie. Die Analyse des Wassers zum Beispiel, die zur Erkenntnis führte, daß Wasser, Dampf und Eis nur drei Aggregatzustände derselben chemischen Verbindung sind, findet in der Formel H_2O ihren ebenso knappen wie exakten sprachlichen Niederschlag.

Überall da, wo eine solche Entdeckung, Erfindung oder eine darauf beruhende technische Neuerung für einen großen Teil oder die Gesamtheit des Volks zur alltäglich genutzten Lebenserleichterung wurde, übersprang ein solches Kunstwort seinen fachsprachlichen Grenzzaun und gewann in der allgemeinen Umgangssprache Heimatrecht. Aus solchen Notwendigkeiten der Ersparnis und Verknappung des Ausdrucks bei genauester inhaltlicher Bestimmung ist das vermutlich älteste Initialwort der Neuzeit, die zu *Hapag* gekürzte Telegrammanschrift der *Hamburg-Amerikanischen-Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft*, ist 1883 der *CVJM*, der *Christliche Verein junger Männer*, und 1887 die von Emil Rathenau gegründete *Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft* als *AEG* entstanden.

Mit diesen Neubildungen war allerdings eine Schleuse gezogen, durch die sich die Sturzflut der Buchstabenwörter bis heute im Westen wie im Osten unvermindert ergießt: das *BGB* von 1900, der *DGB* von 1949, das *DRK* das *Deutsche Rote Kreuz*, der *SV* der *Sport-Verein*, der *Hbf* der *Haupt-Bahnhof*, der *BTA* der *Bundes-Tarif für Angestellte* und die *BP* die *Bundespost*, die *MTS* die *Maschinen-Traktoren-Station* wie die *FDJ* die *Freie Deutsche Jugend*, der *VEB* der *Volkseigene Betrieb* wie die *ABF* die *Arbeiter- und Bauern-Fakultät*, die *DSG* die *Deutsche Schlafwagen-Gesellschaft* wie der *TÜV* der *Technische Überwachungs-Verein*.

Wie schnell sich diese künstlichen Gebilde trotz heftigster Befehdung im deutschen Sprachleben angewurzelt haben, läßt sich daraus abnehmen, daß, jünger, solche Initialwörter ein sprechbares Neuwort ergaben wie *ZOB Zentraler Omnibus-Bahnhof* oder *Gagfab für Gemeinnützige Aktiengesellschaft für Angestellten-Heimstätten*; um das zu erreichen, zog man die Anfangssilben oder Silbenteile der genauen Bezeichnung zusammen wie *Hertie* für *Hermann Tietz*, *Adrema* für *Adressen-Maschine*, *Atü* für *Atmosphären-Überdruck* oder *Euratom* für *Europäische Atomgemeinschaft* – auch hier liegen im *Quempas* eine aus dem Schülerjargon der Renaissance-Gymnasien stammende Kurzbildung aus den beiden ersten Silben des Weihnachtsliedes *Quem pastores laudavere* und im *Status quo* (*ante bellum*) eine willkürliche Kürzung der Diplomatensprache des 19. Jahrhunderts voraus, die nun – natürlich dieser Vorläufer unkundig – plötzlich mächtig Schule machen.

Daß diese Bildungen in unserem Jahrhundert nicht nur bei uns, sondern in allen Kultursprachen, oft in wechselseitiger Übernahme und Befruchtung, derart ins Kraut schießen, beweist nur, daß sie im Englischen, Amerikanischen, Französischen, aber auch im Russischen zur sprachlichen Bewältigung der immer vielfältiger und feiner sich verästelnden Zivilisationsformen des Lebens nicht minder notwendig sind als bei uns – ein Stück jenes europäischen Sprachenausgleichs, den die Sprachwissenschaft spätestens seit Beginn unseres Jahrhunderts als Folge der Tatsache beobachtet, daß die Völker Europas immer näher zusammenrücken, ob sie wollen oder nicht. Eine wirkliche Gefährdung der gewachsenen Sprache bedeuten sie schon deshalb nicht, weil die Nötigung, allgemein verstanden zu werden, ihrer uferlosen Verbreitung einen unübersteigbaren Damm aufschüttet. Aus den Fachsprachen, in denen sie eine nicht mehr wegzudisputierende wichtige Rolle spielen, treten nur jene Abkürzungs-

und Initialwörter in die allgemeine Sprache über, deren Gegenstand für die Allgemeinheit bedeutsam geworden ist – das wird naturgemäß immer nur ein kleiner Ausschnitt aus dem gesamten Fachbereich sein.

10. *Das vieldeutige Gesicht.* Wie sich auch die Vorgänge im deutschen Wortschatz in die bisher beobachtete Entwicklungslinie ohne Bruch einfügen, braucht nun nur noch an einem Beispiel aus neuerer Zeit aufgewiesen zu werden. Der Gebrauch der Vokabel *Gesicht* im älteren Deutsch ist für uns verwirrend vieldeutig. In Konrads von Megenberg „Buch der Natur“ wie knapp 200 Jahre später in Luthers deutschen Schriften läßt sich das aufschlußreich beobachten.

Das *Gesicht* sind zunächst die *Augen* als das Organ zum (unwillkürlichen) Sehen: bei Konrad: *des menschen gesicht bedarf liehtes* (9,32); bei Luther in einer Streitschrift gegen Emser 1521: *der neyd auß seinem gesicht gleich prant und funckelt fur grosser boßheit*; 1 Sam 14,11: *da sie nu der Philister lager beide ins gesicht kamen.*

Gesicht bezeichnet aber auch den Vorgang des willentlichen *Ansehens*, den gerichteten *Blick* des Auges; besonders gern heißt es vom Basilisken, *der den menschen ertoett neur mit seinem gesiht* (Konrad 152,21; Luther: Von den Juden 1543). Aber auch das *Vermögen* zum Sehen, die *Sehkraft* nennt man *Gesicht*: Konrad: *daz gesicht daz in den augen sitzet, gibt uns ze erkennen mër ding* (9,12); Luther: Lk 7,21: *viel blinden schencket er das gesichte*; 2 Makk 3,27: *das er fur onmacht zur erden sanck und jm das gesicht vergieng.*

Gesicht heißen ferner jene visuellen Wahrnehmungen, denen nach unserer Überzeugung keine sinnliche Realität eignet: eine *Vision* also, eine *visionäre Erscheinung*; Konrad: *kain poes traum oder kain valschez gesiht* (312,4); Luther benennt so Mt 17,9 die Verklärung Christi oder Lk 1,22 die Erscheinung, die Zacharias im Tempel hatte. Von daher nimmt *Gesicht* zwei scharf umrissene Sonderbedeutungen an: a) für *Traum* steht es bei Konrad, wenn er vom Jaspis sagt: *er vertreibt diu schedleichen gesiht in dem släf* (449,7), bei Luther Gen 15,1: *zu Abram geschach das wort des Herrn im gesicht*; b) für die als göttliche Offenbarung gefaßte *Prophezeiung* 2 Sam 7,17: *da Nathan alle diese wort und alle dis gesichte David gesagt hatte* oder zu Eingang der Prophetenbücher: *dis ist das gesichte Jesaja/Obadja.*

Diese Vieldeutigkeit, die dem Mittelalter offenbar nicht den geringsten Kummer verursacht hat, wird Luther zumindest an einer Stelle beschwerlich, wo sie im Hebräischen vorgebildet ist. Gelegentlich der

Übersetzung von Gen 29,17: *Lea hatte ein blöde gesicht, Rabel war hubsch und schön* bekennt er in den Predigten über das erste Buch der Bibel (1527): *nicht weys ich, ob er (Mose) von blöden augen odder vom gantzen angesicht redet* und läßt damit eine weitere, nämlich die heute üblichste Bedeutung des Worts aufscheinen – ob der Verfasser also meint: Lea habe schlecht sehen können, oder: sie sei häßlich gewesen. Diese Unsicherheit kündigt die neuzeitliche Wendung zu schärferer inhaltlicher Scheidung an, obschon dem Wort die charakteristische breite Streuung seiner mittelalterlichen Verwendungen noch weit in die Neuzeit hinein bleibt. So berichtet Carl Philipp Emanuel Bach 1754 von seinem Vater Johann Sebastian: *Sein von Natur etwas blödes Gesicht, welches durch seinen unerhörten Eifer in seinem Studieren, wobei er . . . ganze Nächte hindurch saß, noch mehr geschwächt worden*; das besagt doch: er konnte schlecht sehen und war schließlich fast blind. In dieser festen Verbindung kann das Wort noch über ein weiteres Jahrhundert gebraucht werden. Bei Wieland findet sich *seines blöden Gesichts wegen*, und selbst in der zweiten Fassung von Kellers „Grünem Heinrich“ von 1879/80 heißt es: *Statt eines mächtigen Taschentuches ergriff sie, ihres blöden Gesichtes wegen, ein kleines rotseidenes Halstuch*.

Nur langsam und zögernd überwindet die Sprache diese Mehrdeutigkeit, indem sie die einzelnen Aspekte des Sammelworts durch Neubildungen präzisiert, die sich selbstverständlich als analytische Zusammensetzungen darstellen. *Sebekraft* ist lexikalisch zuerst 1702 in Matthias Kramers „Teutsch-Italiänischem Dictionarium“, *Sebkraft* dann 100 Jahre später in Joachim Heinrich Campes „Wörterbuch der deutschen Sprache“ von 1807–1811 gebucht. Erst neuerdings hat sich davon zu weiterer Verfeinerung der Bezeichnung die Bildung *Sebvermögen* abgelöst. Sie fehlt im Band X, 1 des Grimmschen Deutschen Wörterbuchs von 1905, in Lutz Mackensens „Deutschem Wörterbuch“ 1962, in den beiden bisherigen Auflagen von „Herders Sprachbuch“, Freiburg 1960 und 1964, und sogar in der gründlich erweiterten Jubiläumsausgabe des westdeutschen Duden von 1961, begegnet dort aber als Erklärung für veraltetes *Sebe*, während die spätere 15. Auflage des ostdeutschen Duden von 1964 sie auch dort nicht kennt. Als eigenes Lemma verzeichnen sie bisher nur Karl Gaigls „Deutsches Wörterbuch“, Regensburg 1949, Richard Pekruns „Deutsches Wort“ (1934) von der 2. Auflage 1953 ab und Gerhard Wahrigs „Großes deutsches Wörterbuch“ des Bertelsmann-Verlags, Gütersloh 1966; dazu seit 1934 Dornseiffs „Wortschatz“ 10,15.

Seitdem ist *Gesicht* eingeschränkt und verschärft auf das menschliche Antlitz und, freilich in der säkularisierten Welt der Moderne kaum gebraucht, auf eine visionäre Erscheinung, insbesondere in der festen Formel vom *zweiten Gesicht*. Aber selbst hier hat sich wenigstens eine grammatische Differenzierung durchgesetzt: im Plural unterscheidet man gewissenhaft die *Gesichter* von den (aussterbenden) *Gesichten*, während das ältere Deutsch beim starken Neutrum nur einen einheitlichen endungslosen Plural kannte.

III. Zusammengriff

11. *Wachstum, nicht Verfall!* Der zusammengreifende Rückblick muß noch einmal ausdrücklich sagen, was in den Einzeldarlegungen in die Augen sprang. Das Deutsch der letzten 1200 Jahre – mehr ist uns literarisch nicht faßbar – zeigt eine imponierende Geradlinigkeit seiner Entwicklung bis in die unmittelbare Gegenwart hinein, auf welches sprachliche Gebiet man dabei auch blickt: Unmerklich, aber stetig und unwiderstehlich differenziert sich sein sprachlicher Ausdruck. Was in einem jeweils früheren Stadium ein Wort, eine Form synthetisch aussagte, das wird später analytisch in die Komponenten auseinandergelegt, die geistige Überlegung in der zunächst als unscheidbare Einheit gefaßten Wirklichkeitserfahrung mit zunehmender Klarheit erkennt.

Im Augenblick, in dem die literarische Überlieferung des Deutschen einsetzt, gelingt die abstrahierende Herauslösung des Subjektpromomens aus den verbalen und des Artikels aus den nominalen Flexionsformen. Auf der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit erobert sich die Sprache eine neue Dimension in der exakteren Erfassung und geistigen Durchdringung des Zeiterlebnisses und, als Folge des Hineinwachsens der Deutschen ins Christentum, im Eindringen und in der Durchleuchtung des menschlichen Inneren, das bisher dem Blick und damit dem sprachlichen Zugriff entzogen war, dem nunmehr stetig wachsende Aufmerksamkeit gilt und Bedeutung zukommt. Mitteninne stehen wir in der wiederum andersartigen sprachlichen Bewältigung der geradezu atemberaubend sich ausdehnenden und alles ergreifenden und durchdringenden technischen Welt, die unserem Deutsch seit dem vorigen Jahrhundert als vordringlichste neue Aufgabe gestellt ist.

Entscheidend aber in diesem unendlichen Entwicklungsprozeß ist

dies: Jede neue Weitung der Ausdrucksweise und Ausdrucksgestalt wird sprachlich mit Mitteln vollzogen, die im Deutschen seit alters in seiner germanischen wie nicht selten seiner idg. Vorstufe angelegt sind und die, nachdem sie Jahrhunderte hindurch nur eine geringe, oft überhaupt noch nicht recht wahrgenommene Rolle gespielt haben, nun auf einmal, von den Notwendigkeiten der geschichtlichen Entwicklung gerufen, zu kräftigem, kaum zu bändigendem Leben emporschießen.

Daß dabei sprachliche Ausdrucksmittel früherer Zeiten, die diesen neuen Aufgaben nicht gewachsen sind, sondern sich nun als hinderlich erweisen, abgestoßen werden, das ist entwicklungsgeschichtlichem Denken ohne weiteres einsehbar. Es mag sein – vielmehr: es ist so, daß vielen, daß den meisten diese Entwicklung nicht gefällt, daß sie den Schwund der bunten Endsilbenvokale in ihrer einstigen Klangfülle, daß sie den unaufhaltsamen Verfall des Konjunktivs betrauern und ihm mit einer Kraftanstrengung entgegenzuwirken versuchen, die in seltsamem Gegensatz zu der Vergeblichkeit steht, zu der solches Tun nun einmal verurteilt ist. Gegen den gerichteten Strom der Sprache kann auf die Dauer niemand schwimmen, der seine Kraft behalten will. Wer könnte Luthers unretuschierte Formulierungen Mt 16,26: *Was hülfß den Menschen, so er die gantze Welt gewünne und neme (= nähme) doch schaden an seiner Seele?* oder Apg 27,42: *Die Kriegsknechte aber hatten einen rat, die Gefangenen zu tödten, das nicht jemand, so er ausschwümme, entflöhe* im Ernst noch konservieren wollen?

Gewiß: der Mensch hängt nun einmal am alten, das er gern das gute Alte nennt, weil es ihn nämlich nicht mehr so beschwert wie die beunruhigende und kaum überschaubare Vielfalt des Gegenwärtigen. Aber er darf diese persönliche Gestimmtheit, dieses aus emotionalen Empfindungen aufsteigende Geschmacksurteil nicht zum Maßstab machen, an dem er die Sprache seiner Gegenwart mißt. Noch einmal sei es wiederholt: Wenn er ernst genommen, wenn er gehört werden, wenn er mitreden will, so muß er sich zwingen, in jedem Fall nach dem zu fragen und das zu sehen, was an der Stelle des von der Sprache Preisgegebenen Neues und, von der Aufgabe her betrachtet, die eine lebendige Sprache zu jeder Zeit zu erfüllen hat, Zweckdienlicheres und darum einfach Besseres, dem bisherigen Sprachausdruck Überlegenere getreten ist. Denn wohin man bei der geschichtlichen Entwicklung unserer Sprache bis heute – und gerade in dem so viel ver-

lästerten Heute blickt: Es ist nicht wahr, daß unsere Sprache gröber würde – sie wird feiner; es ist nicht wahr, daß sie verfällt – im Gegenteil: sie entfaltet sich immer reicher!

Die Themafrage: Stehen wir in einer Zeit des Sprachverfalls? kann also nur mit einem klaren *Nein* beantwortet werden. So hat sie im Grunde bereits Jacob Grimm in seiner berühmten Rede „Über den Ursprung der Sprache“ vor der Berliner Akademie der Wissenschaften im Jahre 1851 beantwortet, wenn er als Ergebnis seiner Ausführungen formuliert: „Es ergibt sich, daß die menschliche Sprache nur scheinbar und von einzelem aus betrachtet im rückschritt, vom ganzen her immer im fortschritt und zuwachs ihrer inneren kraft begriffen angesehen werden müsse“ (Kleinere Schriften I², Berlin 1879, S. 291).